

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 269.

Donnerstag, 18. November

1926.

(9. Fortsetzung.)

Auf dem Eulenhof.

Roman von Richard Wenz.

(Nachdruck verboten.)

Der Vorsteher schüttelte den Kopf vor Bewegung. Dann reichte er dem Eulenhöfer die Hand und sagte:

"Na, ich seh dir's ja schon an, zu sagen brauch' ich es nit mehr."

"Tot ist er?" fragte der Eulenhöfer starren Blicks, und als der Vorsteher ergeben voll nickte, ließ er seinen großen, bartumrahmten Kopf langsam auf die Brust sinken. So stand er eine Weile in düsterer Geschlagenheit, dann sagte er:

"Ich hab's kommen sehen. — Aber wenn Ihr mit 'n Gefallen tun wollt, dann nehmt's mir ab, es der Elis zu sagen. Ich kann das nit. Sie ist drin in der Küh."

Als er sich abwandte, tropsten ihm Tränen über die gebräunten, harten Bäden. Wie ein Verlassener stapfte er dann gebückt den Weidenpfad hinauf.

Der Brief hatte die Kommandantur der afrikanischen Felsenfestes Oran an das Landratsamt geschrieben. Er enthielt die kurze Nachricht, daß der im Hafen als Flüchtling ausgegriffene Legionär Adolf Eichholz einige Tage danach am Typhus gestorben und auf dem Friedhof des Forts begraben worden sei. Der Landrat hatte den Brief ins Deutsche übersetzen lassen und ihn dann zur Weitergabe an den Gemeindevorsteher geschickt.

Keine Zeile von dem Toten selber, kein Abschiedswort, nichts. Mit dem Gelde, das man bei ihm gefunden haben mußte, war vielleicht ein anderer Flüchtling glücklicher gewesen; vielleicht hatte es auch seinen Kameraden zu ein paar reuestillenden Gedanken mit algerischem Wein oder Absinth herhalten müssen.

Aber die Heimat hatte es dem Verirrten nicht wieder erwerben können. —

Es war, als sei Elises Empfinden stumpf geworden von diesem Unglückschlag. Als der Gemeindevorsteher ihr den Brief gegeben hatte, war sie in schlitterndes Weinen ausgebrochen; am Tag darauf aber beherrschte jene starre Gelassenheit ihr ganzes Gefühl, wie sie ernstgeheimen Büchern eigen ist. Als wenn sie des Bruders Tod durch selbstgewählte Entzagung fühnen müsse, so verleugnete sie sich und war in all ihrem Tun nur den anderen zu Willen: der guten Babett in einem Gefühl kindlicher Verehrung und Dankbarkeit, dem neuen Haussgenossen vom Bahnhof im Zwang der Fremdheit, und der posternden Magd, weil sie ihren lauten Widerspruch nicht herausfordern wollte. Daz sie vor dem Vater sich restlos ausgab, erschien ihr zugleich als ein Gut machen alles dessen, was sie früher ihm zuwider getan hatte. Wann wäre sie einmal willens gewesen, Bäuerin auf dem Eulenhof zu werden, so wie er sich das dachte? Jetzt aber war ihr die größte Magdacheit nicht zu gering. Früh vorm ersten Hahnenschrei war sie bereits auf, und abends rüstete sie noch Kessel und Geschirre in der Futterstube, wenn schon die melancholischen Krötentuse von der Weide heruntertönten.

Der heiße Sommer zwang zu einer raschen Heuernte, da Korn und Hasen schon in die Reife gingen: überall griff sie mit an. Kein Wagen schwankte heim, den sie nicht hatte beladen helfen, und eines Morgens stand sie sogar mit der Sense in der Schnitterreihe, weil einer der Tagelöhner ausgeblieben war.

"Mädchen", sagte aber da der Vater, "mach, daß die Kirch im Dorf bleibt! Das ist doch keine Weiberarbeit."

Und doch freute er sich ihres Eifers und sah in dieser Freude nicht, daß die Fron des Tages sie für alles andere unempfindlich gemacht hatte.

Selbst Ruhe und Beschaulichkeit der Feiertage waren dahin. Die gute Stube schien verlassen. Die dichten Leinenvorhänge verwehrten jedem Sonnenstrahl den Eintritt.

Auf dem großen, runden Tisch, wo sonst die Feldblumensträuße nicht welf geworden waren, stand jetzt toter grauer Leinenstoffs in der Vase, und an den Bildern der Mutter und Adolfs hingen breite Kreppschleifen herunter.

Wochenlang schon hatte Elije nicht mehr am Klavier gespielt, kein Buch aus der Eichenholztagere herausgeholt. Kunstvolle Stidereien lagen unvollendet im Handarbeitstisch. Kaum, daß sie noch mal die Stube betrat. Dafür aber sah sie Abende lang drüber im Wohnzimmer bei Stopf- und Flickarbeit, die sonst der Babett obgelegen hatte, und oft mußte die ihr den Strumpfsack in den Eichenschrank einschließen, um sie nicht bis in die Nacht hinein aufzutreiben zu lassen.

Die einzige Abwechslung in dieser Eintönigkeit, in der stummen, zerstörenden Trauer um den toten Bruder war, wenn Jakob in Urlaub kam. Dann lebte in ihr nochmal das Vergangene auf wie ein schöner Jugendtraum, der nicht in Erfüllung gegangen war. Sie hatte ihm mit kindlicher Offenheit gesagt, daß der Vater von ihrem Liebesbund nichts wissen wolle, und Jakob hatte sich darin gefügt, weil er sich als Rechtloser vorkam, der zufrieden sein mußte, daß man ihn auf dem Eulenhof so freundlich aufgenommen hatte. Aber daß sie sich trotzdem wie Geschwister zugetan blieben, so meinten beide, könne ihnen ja niemand verwehren.

Einer blieb allerdings auch darauf scheel: das war Heinrich Köster. Daß der Knecht Elises Vertrauter war, wo er selber trog aller Bemühungen ihr ein Fremder blieb, konnte er nicht verschmerzen. Und wenn es ihm schon unerträglich war, daß die Nähe der Garnison dem Begünstigten öfters einen Sonntagsbesuch gestattete, an seine Entlassung aus der Militärflicht dachte er mit heitem Ingtrimm. Sie beide als heimliche Rivalen auf dem Eulenhof, das mußte irgendwie verhindert werden.

Dazu hatte der Eulenhöfer auch schon angedeutet, daß er ihn kaum weiterbeschäftigen könne, wenn Jakob wieder da sei. Aber das dachte der Listige schon leicht durchsehen zu können, und weil er im Frühjahr wegen der drängenden Feldarbeiten seine Entlassung nicht zu befürchten brauchte, so sagte er eines Tags beim Pfliügen:

"Na, Eichholz, hat es dem Jakob auch so geräumt wie mir?"

"Das hat es nit", mußte der Eulenhöfer zugeben,

"aber du bist ja auch schon länger dran wie er."

„Das kann man all nit wissen“, sagte kleinlaut der Eulenhöfer.

„Na, einen im Stich lassen mag man auch nit, und ich muß sagen: besser wie aufm Eulenhoſſ gefiel's mir ja doch sonst nirgendwo. Habt also keine Angst! Ich bleib hier.“

„Ja, nun kommt aber der Jakob bald wieder“, sagte der Eulenhöfer verlegen.

„Gewiß, den könnt ihr ja nit fortschicken“, meinte Heinrich; aber es war vielmehr eine lauernde Frage, ob das nicht doch am Ende geschehen könnte.

„Den schick ich nit fort“, entschied der Eulenhöfer.

„Ich sag', das könnt ihr ja nit, wo er doch —“

Er hielt inne, und der Eulenhöfer fragte erstaunt:

„Was meinst du denn?“

„Na, es geht ja keinen was an.“

„Was geht keinen was an?“

„Na die Sach' mit seiner Mutter.“

„Die Sach' mit seiner Mutter? Ja, woher weißt .. wer hat dir denn gesagt . . .?“

„Das hat mir mal ganz früher mein Vater gesagt.“

„Dir? — Das hatt' ich nit gedacht.“

„Er hatt' mir grad vom Krieg erzählt, und da kam die Red so drauf. Aber es kommt nix vor mein Jähn davon, da verlaßt euch drauf.“

„Na, dann wär's aber auch aus mit uns zwei.“

„Wenn ich's Maul aufstu, dann braucht Ihr mich nit mehr zu begüten, Eichholz. Aber nit wahr, das dürft Ihr mich doch auch nit fühlen lassen, daß ich es nun einmal weiß? 's ist ja gut aufgehoben bei mir.“

„Wie sollt ich dich das fühlen lassen?“

„Ich mein, daß ihr mich fortschickt.“

„Ich schick dich nit fort, so lang du nit von selber gehst.“

„Gut also, dann bleib ich gern hier. Nur darf der Jakob nachher nit mehr sein wollen wie ich. Nit so 'n Art Oberknecht.“

„Papperlapapp, Oberknecht! Hier schafft jeder so gut, wie er kann. Von Oberknecht ist hier keine Red.“

„Dann bin ich zufrieden, Eichholz. Und die Hand drauf, daß ihr's auch mit mir seid!“

Er trieb das Pferd an, stemmte sich fest auf den Pfugstiel, und die dampfenden Schollen blitzten im Glanz der Frühlingsonne auf.

9.

Jakob war vom Militär zurückgekommen, und schon gleich in den ersten Tagen begann zwischen ihm und Heinrich ein hartnäckiger Wettkampf um des Eulenhöfers Gunst. Sie arbeiteten wie zwei erbitterte Feinde. Und der Bauerngott segnete Wiesen und Felder mit Fruchtbarkeit, so daß der hofherr darüber alles Misgeschick der vergangenen Jahre vergaß. Eine ungewohnte stolze Zufriedenheit erfüllte ihn, und er fing an, wieder an das Glück des Eulenhoſſ zu glauben. Er sah ja nicht die geheimen Triebkräfte dieses Aufschwungs und ahnte nicht, daß sie auf Kampf eingestellt waren. Auch Jakob fühlte sich vor der Hand mehr aus natürlicher Anlage, aus Fleiß und Ehrgeiz getrieben, als daß er gewußt hätte, um welchen Preis es eigentlich ging. Denn Heinrich war klug genug, seine Gesinnungen und Absichten wohl zu verbergen und über allen Grimm, der in ihm war, mit der Rüehe des gleichgültigen Schalls hinwegzutäuschen.

Nur Elije empfand deutlich, was im Werke war. Die Art, wie der Vater Heinrichs Eigenarten ins hellste Licht rückte, wurde ihr immer verdächtiger. Sie fühlte, das zielt auf sie selber. —

Es war ein schwüler Septembertag gewesen, und eben hatten sie auf dem Eulenhoſſ glücklich den letzten Wagen hafser in die Scheune gefahren, da prasselte aus schwarz-gelben Wollken ein wüstes Hagelwetter hernieder.

Am Abend war der Eulenhöfer aufgeräumter als sonst und ließ sogar einen Krug Wein aus dem Keller herausholen. Man sprach von den reichen Erträgen der Ernte, machte Arbeitspläne für den Oktober, und der Eulenhöfer konnte sich Heinrich gegenüber nicht genug tun an Zeichen der Freundschaft und Achtung. Als er nachher noch eine Weile mit Elije am Tische saß, sagte er:

„Wo es mit unserem Adolf so gekommen ist, wär der Heinrich am End' einer, der mal den Hof kriegen könnt.“

Elije tat ahnungslos und meinte:

„Steht der sich denn so gut? Dann hätte er doch den Pachthof kaufen können.“

„Kaufen können“ machte der Eulenhöfer, unwillig darüber, daß Elije ihn nicht verstehen wollte. „Wer sagt denn davon was? Ich mein, wo kein Sohn ist, da könnt so einer mal der passendste Schwiegersohn sein.“

„Ja gewiß, aber ein tüchtiger Bauer sein ist auch noch nicht grad alles.“

Sogleich schlug des Eulenhöfers gute Stimmung wieder um, und er entgegnete bitter:

„Nein, er muß auch no 'n Feiner sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Umzug bei den Ameisen.

Von Hugo Viehmeyer.*)

Im Hochwald war eine blühende Ameisenkolonie. Wohl bündertausend Waldameisen beherbergte der stattliche Haufen, und endlos war die Nachkommenzahl, die Jahr für Jahr ungestört in ihm veranwuchs. Diesen Sommer wurde zum erstenmal der stillen Frieden des Ameisenstaates gestört. Die kleine, abgeschlossene Blöße in dem hohen Fichtenwald, die Welt der ratsellosen, kleinen Tierchen, wurde von einem Menschen entdeckt, den sicher nicht die Freude an dem Leben und Treiben des Ameisenvolles bewog, sich zu ihrem Bau herabzubeugen. Mit ein paar raschen Griffen riß er den Haufen auf, und befriedigt nickte er, als er die Menge der weißen Puppen erblickte. Auf dem sauberen Waldboden, nur etwa 30 Schritte von der Kolonie entfernt, breitete er ein großes, weiches Tuch aus, an dessen Rändern er kleine Gruben aushob, die er mit Fichtenzweigen bedeckte. Nachdem er noch Armel und Hosenbeine mit Bindfaden augebunden hatte, schritt er wieder zum Ameisenhaufen. Nicht achtend der wütenden Biße seiner Bewohner, die zu Tausenden an ihm emporkletterten und Gesicht und Hände mit einem Sprühregen von Ameisensäure überschütteten, legte er die gewaltigen Puppenlager bloß und schaufelte die „Ameisen-eier“ mit all den Nadeln, in denen sie eingeschüttet lagen, mit all den tapferen Verteidigern, welche die Brut zu retten versuchten, in einen großen Sack. In wenigen Minuten war das Ameisenvolk fast all seiner Jungen beraubt und der Sack gefüllt. Welch grenzenlose Verwirrung, als er ihn nun auf dem Tuch entleerte. Schreckenvoll laufen die Ameisen, fast alle mit Larven und Puppen beladen, dem nächsten Bersted zu, und froh, ein solches gefunden zu haben, legen sie ihre Lasten in die dafür vorgesehenen Löcher. Ohne es zu ahnen, helfen sie selber aufs eifrigste, ihre Brut für den Puppen-sammler zusammenzutragen. Den faltberzigen Menschen kümmert das Unglück nicht, das er angerichtet hat. In einiger Entfernung streckt er sich auf den Boden. Aus der Tasche langt er Brot und Wurst und beginnt zu essen. Er muß noch lange warten, bis die armen Ameisen die vielen Tausende von Puppen in die Gruben gerettet haben. Von Zeit zu Zeit erhebt er sich, wirft die Nadelhaufen auseinander, um die darunter verborgene Ameisenbrut aufzudecken, und schaut nach, wie weit die Löcher gefüllt sind. Endlich ist das Genist von Puppen fast ganz frei; die Gruben aber sind voll bis zum Rande. Mit einem Blechlöffel räfft der Sammler jetzt seinen Raub zusammen und birgt ihn in einem leinenen Beutel. Achlos reicht er dann das Tuch von der Erde auf, schüttelt die sich daran klammernden Ameisen ab und geht, ohne sich nach der zerstörten Kolonie umzuschauen, seines Weges. Manch anderer Haufen wird noch von ihm aufgesucht und seiner Brut beraubt, bis gegen Abend der Beutel voll ist. Des anderen Tages sieht er dann seine Beute beim Vogelhändler der Stadt in Klingende Münze um. Wenige Groschen nur löst er daraus. Sie stehen in seinem Verhältnis zu dem Schaden, den er angerichtet. In Preußen ist das Sammeln von Ameisenkolons gesetzlich verboten. Aus einem Ort in Steiermark wurden aber beispielweise in den siebziger Jahren jährlich 50 bis 70 Hektoliter getrocknete Ameisenvuppen in den Handel gebracht. Der größte Teil der als Vogel- und Fischfutter verwendeten Puppen kommt aus Russland und Skandinavien.

Einige Tage sind verstrichen. Das jährlings aus seinem

* Wir entnehmen diese anschauliche Schilderung der jœben erschienenen von H. Stiš besorgten 2. Auflage des Werkes „Bilder aus dem Ameisenleben“. Innige Liebe zur Natur hat hier ein Büchlein geschaffen, das durch seine ungemein ansprechende, lebendige Form den Leser in hohem Grade anregt. (Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.)

Frieden gerissene Ameisenvölk hat sich wieder etwas beruhigt. Noch sind freilich die tiefen Löcher, die der gewalttätige Plünderer in ihren schönen Bau gerissen hat, nicht ausgefüllt. Ein großer Teil der mit den Puppen zugleich verschleppten Ameisen ist nicht wieder zu dem alten Neste zurückgekehrt. Nicht weit von dem Orte, wo sie unfreiwillig ihre Puppen für den Räuber zusammenliefen, haben sie begonnen, ein neues Heim zu gründen. Aus dem über den Waldesboden zerstreuten Genist, dessen warme Hölle einst ihre Brut barg, haben sie am Fuße einer halbwüchsigen Fichte schon einen frischen Haufen aufgeführt. Er ist zwar noch klein, wächst aber ständig durch den Fleiß seiner Baumeister. Eine breite Straße, belebt von den kommenden und gehenden Ameisen, verbindet die beiden Nester. Es hat fast den Anschein, als wollte die Kolonie von nun an zwei Häusern gleichzeitig bewohnen; denn an beiden Nestern wird eifrig gearbeitet. Erregt springen die an den Enden der Straße ankommenden Ameisen auf die dort bauenden zu, lebhafte die Fühler streusend. Es ist, als hielten sie eifige Zweitsprache. Einzelne der Arbeiterinnen klettern mit Larven oder Puppen auf dem Nesthaufen herum. Auch auf der Ameisenstraße sieht man hin und wieder solche Trägerinnen; merkwürdig bleibt nur, daß die einen dem alten, die anderen dem neuen Nestplatz zustreben.

Nur eine Woche später hat sich das Bild schon geändert. Der neue Nesthaufen ist zu einem schönen Bau herangewachsen. Ganz und gar von Ameisen bedeckt, ist er eine Stätte fleißiger Arbeit. Unendliche Mengen graben die unterirdischen Gänge und Kammern und werken die Erde aus dem Neste. Zahllose andere turmen Nadeln, Harzklumpen und Steinchen auf. Die sorgen für Insektenabfuhr; jene melken die Blattläuse, und nicht wenige eilen hinüber zu dem alten Neste, um alle seine Winkel nach einem vergessenen Lärchen oder Ei zu durchsuchen. Wie ausgestorben ist der alte Haufen dagegen; fast seine ganze Einwohnerschaft ist schon in das neue Neste hinaufgezogen; ein kleiner Rest nur belebt ihn noch. Dafür ist seine Oberfläche jetzt von zahllosen anderen kleinen Tierchen bedeckt. Aus der Tiefe des Nestes heraus kommt die ungeheuere Schar aller der Insekten, die in dem warmen Nadelhaufen als Gäste der Ameisen wohnen. Viele Hunderte, ja Tausende mögen es sein. Auch auf der Ameisenstraße leben wir sie; sie ziehen hinter ihren Wirten her, hinüber in das neue Heim. Die meisten gehören zu dem Geschlechte der Käfer, und zwar zu den schlanken Kurzflüglern. Aber auch kurze, gedrungene, kleine Stukkäferchen, deren größere Verwandte am Rasen, in Dünger oder faulenden Pflanzenstöcken leben, erblicken wir unter ihnen. Dort sind wieder walsenförmige und längliche, deren Gestalt und Farbe an winzige Holzteilchen erinnert. Alle diese Gäste sind so klein, daß sie von ihren Wirten meist nicht einmal bemerkt werden. Nur einige wenige zeichnen sich durch eine größere Gestalt aus. Hier diese Dimarca mit etwa 5 Millimeter. Ihr breiter, nach hinten zugespitzter, dunkler Körper erhält durch die rotbrauen Flügeldecken eine oberflächliche Ähnlichkeit mit ihren Wirten, deren Körpermitte ebenfalls rot ist. Die Bewegungen dieses Käfers sind schnell und gewandt; kein einziger der übrigen tut es ihm gleich beim Hindurchschlüpfen durch das Genist. Diese besonderen Vorzüge hat er aber auch nötig; denn durch seine Größe verrät er sich leichter den mithäusischen Wirten als seine kleinen Verwandten. Wütend stürzen die Ameisen auf den entdeckten Fremdling los, und nur seine Gewandtheit und Schnelligkeit retten ihn vor dem sicherem Tode. Die tragen Stukkäfer werden wohl auch gelegentlich von den Ameisen bemerkt. Sie helfen sich aber anders; Fühler und Beine fest an die Unterseite des Körpers ziehend, stellen sie sich tot und entgehen auf diese Weise der drohenden Gefahr.

Diese kleinen Gäste der Ameisen haben in dem Neste ihrer Wirtin eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Sie verwalten gleichsam den Reinigungsdienst der großen Stadt, indem sie die von ihren Bewohnern vergessenen Abfälle, welche in der Backofenwärme der Straßen sehr bald in Fäulnis übergehen oder verkümmeln würden, aufzutrennen. Tagtäglich ist die Tafel für die Nestgenossen der Ameisen gedeckt, und sorglos können sie sich ganz ihren Freuden hingeben. Darum wünschen sie sich auch nicht fort von ihnen, und nur ganz selten fängt man einmal einen vom Neste vertirrten Gast. Tritt aber, nachdem ihre Wirtin ausgesogen, sind sie in großer Not. Wie unschlüssig, was nun zu tun sei, rennen viele auf dem Neste hin und her. Manche erliefern auch Zweiglein, die aus dem Haufen herausziehen, breiten ihre Flügel aus und fliegen davon. Die Hauptmasse aber wandert zu Fuß ihren Wirten nach.

Die seltenste Pflanze der Welt.

(Die *Todea capensis* von Schönbrunn.)

Von Max Hayel.

In den Gewächshäusern des ehemalig kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn in Wien wird neben anderen seltenen Pflanzen auch eine mehr als bundert Jahre alte Aspleniodacee, die sog. *Todea capensis crispa* (Jacq. K. Schum.) gesüchtet, eine Pflanze, die man häufig als die seltenste der Welt bezeichnen kann. Ja, man war bis vor kurzem noch der begründeten Meinung, daß die *Todea* von Schönbrunn die letzte und einzige ihrer Art sei und daß mit ihr, wenn sie einginge, diese Species für immer dahin sei.

Die *Todea capensis* wurde seinerzeit — wie man vermutet — durch Boos nach Wien gebracht und zuerst von Nikolaus Jacquin, dem einstigen Direktor des Wiener Hofnaturalientabinets, in seinen botanischen Fragmenten (*Fragmenta botanica*, 1880—1899) als *Cynanchum crispum* abgebildet und beschrieben. Der Botaniker Stefan Endlicher gab dann am 20. Mai 1839 im dritten Heft seiner „Novarum Stirpium decadens“ Nachricht von dieser *Todea*, die nach dem Bremer Botaniker Gustav Woldemar Tode benannt wurde, weil dieser eine Abhandlung über die Atmung dieser Pflanzen geschrieben hatte. Vor etwa dreihundert Jahren hat dann der Berliner Botaniker Karl Schumann festgestellt, daß der von Jacquin in seinen Fragmenten im handkolorierten Kupferstich abgebildete und beschriebene *Cynanchum crispum* mit der Schönbrunner *Todea* identisch sei, so daß diese ehrwürdige Pflanze nach den Regeln der botanischen Nomenklatur nunmehr *Todea crispa* (Jacq. K. Schum.) heißen muß.

Die *Todea capensis* ruht sozusagen auf drei plumpen, zusammengewachsenen Füßen, die in Wahrheit nur Ausläufer eines aufgeschwollenen, silbergrauen Knollens sind, der mit seiner warzenüberwimmelten Oberfläche, die stellenweise rötlich schimmert, an eine blutunterlauffene Geschwulst alten Fleisches erinnern kann. Man kann aber auch an Elefantensüßlein denken. Dem Grifel dieses uralten, überirdischen Wurzelnkollens entspringen feingeschwungene, mäßig lange, silberliche Zweige und Zweiglein, die mit reizenden, gegenständigen Blättlein von bläsigroter Farbe besetzt sind. Diese Blättlein öffnen sich nicht ganz, sondern bleiben in ihrem Zaudenplißo nur halb aufgetan wie ein artiges Muschelchen. Sie sind ein seidener Schmuck, wie man denn überhaupt im Anblick dieser Wunderpflanze den Eindruck hat, einer adeligen Matrone gegenüberzustehen, die an den Umgang mit hohen und höchsten Herrschaften gewöhnt ist. Wer weiß — vielleicht ist sie schon von Napoleon bewundert worden, als er um 1805 in Schönbrunn residierte.

Die *Todea* treibt im April, und dies ist auch die Zeit, in der sie — alle drei oder vier Jahr einmal — verblüht wird. Sie blüht im September und Oktober und zeigt dann grüngefärbte, doldenartige Blüten. Eine Temperatur von 8 bis 10 Grad Raumur behagt ihr am besten; die Südsonne wärmt mild ihre Jahrhundertealte Wurzel.

Man bemüht sich seit Jahren, diese seltene und überaus kostbare Pflanze, die in Europa nur in diesem einen Exemplar von Schönbrunn besteht, in der ganzen Welt vielleicht nur in einigen wenigen Exemplaren bestehen dürfte, es sollen in der Provinz Prinz Albert in Kapland im Botanischen Garten noch ein paar Stöcke zu sehen sein; man bemüht sich in Schönbrunn seit Jahren, die *Todea*, die nur noch Blüten, aber keine Samen mehr erzeugen kann, durch Stecklinge zu vermehren. Bislang leider vergeblich. Gerade jetzt kann man wieder einen zarten Stedling der *Todea* im Schönbrunner Gewächshaus sehen, der eben wieder einen windigen, frischgrünen Blattansatz zeigt. Täuscht er diesmal nicht, wie so oft vorher, gelingt die Zucht und blüht ein Tächterlein der alten Dame heran, dann wäre dies ein Phänomen, erstaunlicher als es die mehr als hundertjährige *Todea capensis* von Schönbrunn selber ist.

Scherz und Spott

Ein Hundeleben. „Ihr Mann bellagt sich immer, er führt ein Hundeleben“, sagte die Nachbarin. — „Das tut er auch wahrhaftig. Er kommt immer mit schmutzigen Füßen nach Hause, macht sich's am Feuer bequem und wartet, bis er gefüttert wird.“

Berschiedener Standpunkt. „Viele Männer werden ungäublich sein, wenn ich heirate“, sagte sie stolz. — „Das hängt davon ab“, wie oft du heiratest“, erwiderte er kühl.

Die Gelegenheit. „Nächsten Montag kommt die neue Köchin“, teilt die Frau ihrem Gatten mit. — „Welch ein Ereignis!“ ruft dieser. „Was wirst du bei dieser Gelegenheit anziehen?“

Das Reich der Technik

Großkraftwerk Rummelsburg.

Das modernste deutsche Wärmekraftwerk.

Von Ernst Trebesius.

Mit dem neuen Großkraftwerk Rummelsburg der Stadt Berlin geht eine Anlage ihrer Vollendung entgegen, die inbau-, maschinen- und wärmetechnischer Hinsicht als eine ganz hervorragende Leistung der deutschen Industrie anzusehen ist. Anfang Juli v. J. wurde der Bau beschlossen; Ende d. J. soll die Anlage mit vorläufig 210 000 KW Leistung den Betrieb bereits aufnehmen. Rund 70 000 KW wird jede der drei Hauptturbine entfalten. Diese stellen damit zurzeit die leistungsfähigsten in Deutschland gebauten Kraftmaschinen dar. Die sechzehn Dampfkessel mit je 1750 Quadratmeter Heizfläche wurden für 35 Atm. Dampfspannung gebaut und sollen mit Staublohe geheizt werden.

Somit stellt Rummelsburg nicht nur eine Großleistung der deutschen Industrie dar, sondern es wird auch in jeder Hinsicht das modernste deutsche Kraftwerk sein, da bei ihm die letzten Fortschritte und Errungenisse der Dampf- und Elektrizitätstechnik restlos verwirklicht werden.

Mit Rücksicht auf die Kürze der Bauzeit wurden der A. G. nicht nur die Lieferung der Turbinen und Schaltanlagen, sondern auch die Projektierung und gesamte Bauleitung übertragen. Dank dieser einheitlichen Leitung konnten die erstaunlichen Leistungen beim Bau erzielt werden, zu dem eine ganze Anzahl deutscher Unternehmungen als Lieferanten und Bauausführende herausgezogen wurden. Während auf den Büros der A. G. ein großer Stab von Ingenieuren mit der Projektierung der Anlage beschäftigt war, wurden auf dem Baugelände am Rummelsburger See, der ein Teil der Spree ist, die Vorarbeiten aufgenommen. Ein Löffelbagger, zwei Dampfgräber und drei Dampflokomotiven bewegten in kurzer Zeit 120 000 Kubikmeter Erde, die für die riesigen Fundamente ausgehoben werden mussten. Um einer späteren Senkung der Turbinenfundamente vorzubeugen, wurden für jede Turbine 250 Betonpfähle in den Boden eingetrieben. Auf diesen Pfählen ruhen die gewaltigen Betonplatten, die ihrerseits die Fundamentvieler der Turbinen tragen. 21 000 Kubikmeter Beton erforderte die gesamte Anlage. Zwei Betonmischer waren dauernd in Tätigkeit, um die auf dem Wasserwege ankommenden riesigen Mengen Kies und Zement zu mischen. Eine großzügig angelegte Gussbetonanlage verteilte den Beton auf die einzelnen Baugruben, so daß die Betonarbeiten nur einige Wochen in Anspruch nahmen.

An die Fertigstellung der Fundamente schloß sich der Aufbau der Eisenkonstruktionen für das Turbinenhaus, die beiden Kesselhäuser und der Kohlenmahlanslage. Elf deutsche Fabriken waren mit der Materiallieferung, sechs mit der Aufstellung der gewaltigen Eisenkonstruktionen beschäftigt. Vor allem erforderten die beiden Kesselhäuser so gewaltige starke Eisenkonstruktionen, wie sie in diesem Ausmaß noch nie zuvor in Europa zur Aufstellung gelangten. Lasset doch jeder der sechzehn Dampfkessel mit dem ungeheuren Gewicht von 2070 Tonnen auf seinen vier Untergängen. Die oberen Trommeln der Steiltröpfelkessel wurden mit besonderer ministerieller Erlaubnis an die Dachkonstruktion gehängt. Da zwei dieser Trommeln zusammen 240 Tonnen und die dritte 120 Tonnen wiegen, so mußte von der Verwendung des Eisenbetons für die Hochbauten Abstand genommen werden. Auch bei der Kohlenmahlanslage mussten neue Wege eingeschlagen werden. Auch hierfür waren riesige Eisenkonstruktionen erforderlich, und deren Aufstellung erforderte wiederum Rüstkrane ganz besonderer Größe und Tragfähigkeit. Das ebenfalls als Eisenhochbau ausgeführte 141,8 Meter lange Turbinenhaus, das mit 2 Kränen von je 40 Tonnen Tragkraft ausgerüstet wurde, konnte in 21 Tagen aufgestellt werden. Somit stellt der Bau des neuen Großkraftwerkes schon ob seiner erstaunlich beschleunigten Fertigstellung eine Glanzleistung der deutschen Industrie dar.

Die zum Betrieb des Kraftwerkes verwendete Braunkohle kommt auf dem Wasserwege der Spree an, gelangt in den Röhren durch einen Stichkanal von 40 Meter Breite bis unter die 8-Tonnen-Greifer der Entladestütze und wird von diesen in große Koblenzächen (Silos) gefördert, wo sie

zunächst getrocknet wird. Alsdann wird die Kohle staubfein gemahlen und der Koblenstaub wird in Rohrleitungen den 16 Kesseln zugeführt. In den riesigen Feuerraumen der Kessel durch Gasflammen zur Entzündung gebracht, umspülen die heißen Flammen des verbrennenden Koblenstaubes die zahlreichen armidielen Wasserrohre, die die walzenförmigen Hochdrucktrommeln miteinander verbinden. In der obersten Trommel sammelt sich der Dampf von 35 Atmosphären Spannung an. Dieser Dampf wird in mannsdicken Rohren den Hauptturbinen zugeführt, die ihrer Größe wegen als Zwillingsturbinen ausgeführt wurden. Die Turbinen arbeiten also auf zwei voneinander getrennten Wellen. Auf der einen Welle sitzen die Hoch- und Mitteldruckaufsträder der Turbine, auf der zweiten die Niederdrukträder. Jede Welle treibt einen Generator von 35 000 Kilowatt Leistung an. Der durch die Generatoren erzeugte Drehstrom von 6000 Volt Spannung wird durch Transformatoren auf 30 000 Volt Spannung überfetzt.

Eine wichtige Neuerung der Anlage stellt die Einführung von drei Vorwärmerturbinen (auch Hausturbinen genannt) mit je 10 000 Kilowatt Leistung dar. Sie erzeugen den elektrischen Strom für die Hilfsmaschinen jeder Hauptturbine, also für die Lufth., Kondensat- und Kühlwasserpumpen. Auch die elektrisch angetriebenen Kräne, die Kohlenspeisepumpen, die Kohlenmahlanslage erhalten von ihnen den Strom.

Seit Fertigstellung des Großkraftwerkes Golpa bei Bitterfeld (1915) ist Rummelsburg wieder das erste große Elektrizitätswerk mit Dampfbetrieb, das in Deutschland errichtet wurde. Die seither erzielten Fortschritte in der Wärmewirtschaft kommen deutlich zum Ausdruck bei der Gegenüberstellung einiger Zahlen. Gebraucht Golpa zur Erzeugung einer nutzbaren Kilowattstunde drei Teile Kohle, so wird Rummelsburg nur noch zwei Teile benötigen. Golpa erzeugt in 64 Dampfkesseln und 8 Hauptturbinen nur 128 000 Kilowatt, Rummelsburg hingegen in 16 Kesseln und 3 Hauptturbinen 210 000 Kilowatt. Durch Ausbau soll die Leistung des neuen Großkraftwerkes bis auf 600 000 Kilowatt gesteigert werden, womit es das größte Kraftwerk Europas sein und hinter dem größten amerikanischen Dampfkraftwerk (800 000 Kilowatt) nicht viel nachstehen wird.

Holzimprägnierung durch Schwefel.

Seit einiger Zeit sucht man Holz durch Behandlung mit geschmolzenem Schwefel zu imprägnieren. In der Tat erhält Holz durch Aufnahme von Schwefel ähnliche Eigenschaften wie durch Creosot. Es wird beständiger gegen Witterungseinflüsse, bekommt aber außerdem größere Härte, größere Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegenüber Säuren. In der Tat lassen sich alle Hölzer durch Eintauchen in ein Bad von geschmolzenem Schwefel imprägnieren, wobei die Menge des aufgenommenen Schwefels ja nach der Holzart verschieden ist. Bei Vornahme im Vakuum oder unter Druck wird der Prozeß beschleunigt; da aber die Aufnahmefähigkeit des Holzes dadurch nicht immer steigt, stehen die Mehrkosten dafür mit dem Gewinn nicht in Einklang. Das Holz bleibt bei einer Temperatur von 140 bis 150 Grad fünf oder sechs Stunden im Schwefelbad, bis jede Feuchtigkeit verschwunden ist, weitere vier bis fünf Stunden lang erfaßt es dann eine Nachbehandlung bei 120 bis 125 Grad. Steineiche nimmt 40 Prozent ihres Gewichts an Schwefel auf, Japresse 60 Prozent, Fichte 75 Prozent, Pappe 76 Prozent. Mit Schwefel imprägniertes Holz erlangt höhere Festigkeit. So soll die Schwefelbehandlung dem Holz der kanadischen Schwarzsichte dreifache Festigkeit verleihen. Die Wirkung des Verfahrens unterscheidet sich insofern von der Imprägnierung mit Karbolineum oder Metallsalzen, als der Schwefel im Holz wieder kristallinische Form annimmt, dessen Poren verschließt und bei gewöhnlichen Wärmegraden nicht daraus entweicht. Obgleich Schwefel an sich nicht giftig ist, verbindet er doch das Eindringen und die Wirkung der meisten Fäulnisregen. Dank seiner Festigkeit und Widerstandsfähigkeit dürfen dem mit Schwefel imprägnierten Holz weite Anwendungsbereiche offen stehen. Besonders für Eisenbahnschwellen, Wagenräder, Pfähle, Werkzeuggriffe, Holzvlaster u. a. wird es von Wert sein.